

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 11 (1921)

**Heft:** 3

**Artikel:** Der Birnbaum [Fortsetzung]

**Autor:** Reinhart, Josef

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633678>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sternensonne in Wort und Bild

Nummer 3 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 22. Januar 1921

## — Zwei Gedichte von Georg Küffer. —

### Heilige Stunde.

Bei dem Schein der Silbersichel  
Hab ich liebend dein gedacht.  
Zauberhaft in Sternenhöhen  
Löste sich der Duft der Nacht.

Strahlend lezte Höhn belebend,  
Weitet sich das Sternenzelt,  
Drin die Seele atmet, webend  
An der unsichtbaren Welt.

Und mit leisem Schmerz mich rührend  
Bist du mir so selig nah!  
Sphären still vorüberführend,  
Heilge Stunde, bleibe da!

### Spruch.

Von all den Menschen, die dir begegnen,  
Wirst einige lieben, wenige segnen,  
Wohl manchem flüchtige Neigung schenken

Und später kaum noch seiner gedenken.  
Allein die meisten, die an dir vorüberführen,  
Sie werden deiner Seele Saiten nicht berühren.

Lausch auf in deinem Innern: Wo erglüht  
Ein Herz, das edle Qualen litt?  
Hat seliger Frohsinn seine Wunden überblüht:  
Da schwinge deine Seele gläubig mit!

## — Der Birnbaum. —

Von Josef Reinhart.

3

Bei den Brüdern auf dem Pflanzacker war zuerst ein wortlos fröhlich gespanntes Säntieren im Gang.

„Hab nur weiter, Josep, ich will mit dem Muttenteufelin hintendrein! Meitli und Buebli, ihr holt unterdes ein glatt rund Riegelholz daheim, die Mutter weiß, wo's ist!“

Die Kinder sprangen heim und brachten zu zweien ein glatt entrindetes Trom. Unterdessen hatte Albert auf einembachbreiten Stück mit seinem hölzernen Schlegel jede harte Erdkruste rein und fein zerkleinert. Über nun mußte das Beet topfeschen geglättet werden.

„Jetzt Kinder, paßt auf! Halt ja, nicht zu nah! Wer darauf tritt, dem hau ich die Füßlein ab, daß er nur Stumpen hat!“

Das ältere Kind hatte das auch schon gesehen bei seiner Mutter, und es wollte den andern seine Weisheit zeigen:

„Jetzt wirds lustig, wie sie das Hölzlein rollen! Jetzt machen sie Fangis,“ erklärte es ihnen, und richtig, Bester Josep kauerte am einen Ende, Albert am andern nieder; einer ließ das Rundholz über die Erde dem Bruder in die

Hände rollen; der faßte es auf und schickte es zurück und so rollten sie unter dem Lachen der Kinder ein dutzendmal das glatte Rundholz hin und her, und dazu zählten sie abwechselnd in einer lustigen Melodie: „Eins — zwei, eins — zwei,“ bis das Aderbeet platt und eben war wie ein Stubenboden und kein Knöllchen mehr über seine Fläche ragte.

„So,“ lachte Josep, als sie das Holz weglegten, „das gibt einen schönen Durst, da kann eure Mutter ein Fläschlein füllen!“

Das ältere Mädchen wußte aber noch etwas mehr: „Ja, aber ihr habt das nicht ganz so gemacht wie die Mutter und der Vater; die Mutter singt noch ein Verslein, wenn sie das Hölzlein dröhlt!“

Das hätten nun die Vetter auch gewußt, aber sie hatten das Sprüchlein halb vergessen. Und darum hatte keiner dran gerührt. Josep machte im Spaz ein überraschtes Gesicht:

„Eh Saderlott, jetzt haben wir das vergessen! Bigost, hättest's doch gesagt, jetzt auf der Stell sag's noch, sonst gibt es keine Bohnen!“

Das Mädchen sang das Bohnensprüchlein vom Bord herab, ein wenig mit abgewandtem Gesicht, mehr zu den Kindern:

„Bohnehölzli lauf grad us!  
As 's mer Bohne gitt is Hus,  
As ig es Süppli mache tha  
Und mis Chindli trüe ma!“

„So,“ nickte der Vetter, „jetzt wird's wohl batten.“ Albert, der ein wenig säuerlich lächelte, schaute umher: „Jetzt fehlt noch etwas, die Rachel!“ Die Kinder sprangen in Säcken heim, und die Brüder spannten nun eine Schnur, in welche sie in gleichen Abständen Knoten gemacht; und in geraden Zeilen stellten sie im Beet mit einem Hackenstiel die Zeichen, wo die Bohnenlöcher kommen sollten.

Die Kinder brachten eine Milchkachel. Aber das Mädchen wollte sie nicht aus der Hand geben: „Die Mutter hat gesagt, das dürfe ich jetzt machen, ich sei auch ein Nesterkind!“ Das waren die Vettern zufrieden, und mit seinen leichten Füßlein trat nun das Mädchen zwischen die Reihen, drückte in der angezeichneten Stelle die Rachel tief in den Boden, daß ein kreisrundes Loch entstand. Und als die Löcher sich mehrten, wollte der Kleine auch noch eins machen, der Albert lupfte das Bürschlein über das Beet, und es drückte mit verhaltenem Lachen den Ring in die weiche Erde.

„So, jetzt haben wir ein Nesterwerk getan!“ sagte Joseph und klopfte dem Knäblein die Wangen.

Marebeth war unterdessen still herbeigekommen, und als das Beet mit den zirkelrunden Löchern fertig war, stand sie mit dem Imbisskörblein da:

„So, und dazu gehört doch ein Nesterhöcklein. Kommt jetzt, das werdet ihr auch nicht verlernt haben!“

Bald saßen die Brüder mit einem Glas Most am Rande des Ackers, und die Schwester hatte sich mit den Kindern auch niedergesetzt; sie saßen all in einer Reihe, den Blick ins Land und in die Berge hinausgerichtet.

Als die Kinder gar so offen den Vettern beim Trinken zuschauten, reichte ihnen die Mutter aus ihrem Glas ein Schüßlein und schlug ihnen vor, den Vettern eins zu singen. Die Kinder zögerten; aber es kam doch dazu, daß das ältere ein Schweizerliedchen anfing und es tapfer zu Ende sang.

Dann redeten sie eine Zeitlang von ihren Arbeiten draußen und drinnen, und wie es eine Freude sei bei solchem Wetter, da einem der Liebgott helfe von früh bis spät.

So kamen sie auch wieder auf ihr altes Heim zu sprechen, auf den Vater und die Mutter, und die Kinder horchten zu und redeten nicht drein. Darauf saßen sie wieder ein wenig still und lächelten in den sinkenden Tag hinaus.

Die Frau meinte, die Brüder sollten warten, ihr Mann dürfte jetzt aus dem Wald zurück sein; aber die beiden zogen ihre Burgunder an, setzten die Hüte auf, und da holte die Schwester noch jedem ein Säcklein heraus: „Das ist für die Frauen,“ und sie rührte eine Sorte Bohnen, die sie heimbringen sollten; zögernd fast, wie scheue Knaben, stellten die Brüder die Sämereien ein.

Dann brachte der Albert die Rede auf den Nesterbirnbaum, wie schön er blühe, und sie wünschten einander Glück und Gesundheit in den Stall und ins Haus; als die Sonne schon untergegangen, strebten die Brüder noch

eine Weile auf dem gleichen Weg dem Walde zu, wo sie sich mit einem Händedruck und beide ein wenig steif Gutenacht sagten; darauf schritt jeder seinen Weg hinaus und in die Dämmerung hinein.

\* \* \*

Alberts Frau war im Stall und saß mit dem Kessel unter dem Bluem, als der Mann hereintrat. Während er die Arbeit aufnahm, ließ sein Mund über von dem Erlebten; doch sie schwieg.

„Bist höhn?“ fragte er, als sie wortlos ihre Arbeit tat. Sie wollte es nicht sein, aber ihre Worte waren gezählt und ihr Lächeln dünn gesetzt.

„Fragst nicht einmal, was ich geschafft daheim, derweil du spazieren gingst!“

Er dachte: Hättest sie fragen dürfen, statt ihr den Kopf voll zu erzählen, wie es bei den Verwandten gewesen.

Als sie an einem der nächsten Tage Bohnen setzte und den Platz bereitete, pröbelte Albert mit einer Frage, wie es wäre, wenn man nach Nesterart es mache. Aber die Frau lachte kopfschüttelnd darüber:

„Das ist Kinderspiel! Wohl, da hätt ich viel zu tun, Bohnen gibt's gleich große, ob die Löcher rund seien oder eifig!“

Albert sagte nichts mehr und ließ sie nach ihrer Weise das Beet bereiten, mit der Hacke die Furchen zerkleinern, mit Schritten den Abstand messen, so!

Oft wenn sie am Tische saßen, fing der Albert ein Wort oder Bild auf, das er bei den Verwandten an jenem Tag gehört oder gesehen, und gab es seiner Frau zu hören:

„Du, auf dem Saalhof haben sie in der Stube einen lustigen Vogel; allemal, wenn sie essen am Tisch, flötet er ihnen, und die Kinder geben ihm Antwort! Man muß frei lachen dazu!“

Die Frau schaute nach der Decke, ob ein Käfig am Fenster Platz hätte, dann schob sie die Schublade tiefer in den Tisch: „Ja, so ein Vogel, wer übrig Zeit hat! Die Hühner geben einem schon genug zu tun!“ — Oder der Albert setzte die weiße Platte nieder und mußte lachen: „Auf dem Hard haben sie noch altes Geschirr, eine Platte mit einem Spruch darin; wenn man aus hat, kann man ihn noch lesen, ich glaub, so hat's geheißen:

„Lieben und geliebet werden,  
Ist das schönste Glück auf Erden!“

Da mußte die Frau in den Teller hineinplatzten: „O du Kind du!“ lachte sie und tippte ihm unter dem Tisch hindurch mit einem Fuße auf den Schuh:

„O, du altes Kind! Meinst nicht, es sei schon bös, wenn man's einander in die Eßplatte schreiben muß, das vom Liebhaben? Das sagt man nicht an allen Edlen heraus. Das kann man für sich behalten!“

Da nimm! So machte Albert ein Gesicht und nickte lächelnd, indem er auf der Bank zu ihr hinübergückte:

„Hast auch recht. Aber gelt, ich weiß noch einen Spruch; gegen den Spruch hast nichts: soll ich ihn auch noch sagen?“ Er legte seinen Arm um ihren Hals und zog sie an seinen Platz hinüber; sie wehrte sich, begehrte auf:

„Mit deinen Sprüchen! Spar sie bis am Sonntag! Jetzt ist nicht Zeit für Stempereien, weißt!“

Aber er ließ sie nicht los, bis sie aufstand und ihm eine wahrhafte Ohrfeige gab:

„Das ist mein Spruch, wenn man alle Hände voll hat, mitten im Werl!“

Im Heuet wollte Albert einen Mähder dingen. Aber sie wehrte sich dagegen: „Ist dir nicht wohler so, he? Allein Meister! Einen Mähder stell ich auch noch dar, oder nicht?! Ein so verliebtes Männli darf noch keinen Mähder ins Haus nehmen, sonst lacht er dich aus hintenherum!“

Albert gab sich zufrieden, und sie schafften das Heu allein zu zweien ein in diesem Sommer.

Als sie auf dem Aufeld mähten, zog der Albert jeden Tag einen Ast vom Nesterbaum herab und zeigte der Frau die jungen Früchte:

„Du, nimm! am Betttag! weißt, die werden süß, bis sie kommen! Sie bringen dann die Kinder mit. Singen können die, wie die Verchen! Man kommt es eigentlich auch wieder lernen, wenn man nicht ein alter Esel wär. Aber vielleicht singen wir dann doch eins, wenn alles gut am Schermen ist!“

„Schau du, wo du hinnämst mit der Sense! Könntest dir noch den Worb krumm drehen an deinen Stempereien!“

Er mähte zu und schwieg.

An einem Abend ging ein Gewitter über das Land und brachte gelinden Hagel. Albert stand unter dem Dach und schaute zu, wie die Körner auf der Straße hüpfsten. „Die Birnen am Nesterbaum, die sind empfindlich; man sieht da jedes Steinchen!“

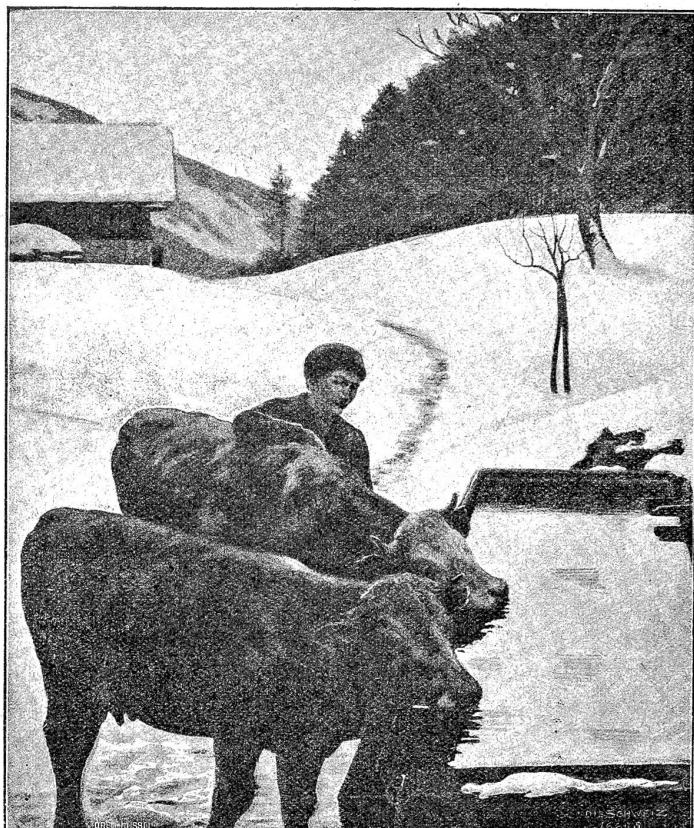
Als es vorüber war, ging er noch an diesem Feierabend ins Feld hinunter; aber er kam heiter zurück:

„Glaub, 's ist gnädig gegangen, die Birnen zeigen wenig Blessen!“

Die Frau fragte nach den andern Bäumen: „Hast nur den Nesterbaum gesehen! Und die andern?“ Das wußte nun der Albert nicht. Sie begehrte auf, man könnte meinen, nur der Baum trage Birnen und die ihren nicht. Man versäume viel Zeit und habe doch nur Verdruss damit und trage doch nichts davon. Albert schaute sie lang an, und es zuckte ihm um den Mund.

Bis zur Ernte kamen sie noch manchesmal auf das Aufeld. Albert ging nie vorüber oder er blieb stehen und schaute an den Birnbaum hinauf. Als die ersten gelben Früchte am Boden lagen, ging die Frau und las sie in die Schürze auf: „Die schönste Sorte, die ihr habt!“ Sie legte von diesen Birnen auf den Tisch neben die andern und machte einen Spaß: „Anschauen darfst sie; aber essen mußt die harter, du!“

Als die Kuhglocken läuteten und der Rauch an den Hügeln hinstrich, kam für den Albert eine unruhige Zeit. In der Nacht blieb er auf und ging noch ins Aufeld. Einmal verjagte er die Nachtbuben vom Nesterbaum, und als er daheim erzählte und über die Feldschelme fluchte, schalt die Frau: „Die halbe Nacht nicht Ruh und am Morgen doch wieder dran! und wenn sie dir mit Knütteln warten am Sandbord, so kommst mit Beulen heim, und ich



Hans Widmer.

Winterabend.

hab den Kram, und niemand hilft mir; am End lachen sie noch über den Wächter der Familienbirnen!“

Albert war schon unirisch gewesen, als er heimkam; nun brauste er zum erstenmal auf:

„Der Baum ist ein Andenken; bald mein ich, du hättest ihn gern allein! Jawohl, der paar Birnen wegen kannst du nimmer schlafen; so mein ich bald!“

Sie wollte es nicht haben; sie möge die Birnen den Verwandten wohl gönnen, so sei sie nicht; und in der Woche vor dem Betttag gab sie die Karten, die der Albert geschrieben, selber dem Briefträger:

„Lieber Bruder, liebe Marebeth! Am Betttag ist also das Nesterfest. Erwarten alle, auch die Kinder!“

Am Freitag gingen sie ins Aufeld. Die Frau trug den weißen Weidenkorb, Albert hatte den Sack über der Leiter. Eh er die Leiter anstellte, schaute sie an den Birnbaum hinauf. Es war schön, wie die Birnen, rötlch und gelb, in den Blättern hingen. Sattlich stellte er die Leiter an. Was auf den Boden fiel, las die Frau in einen Kratten:

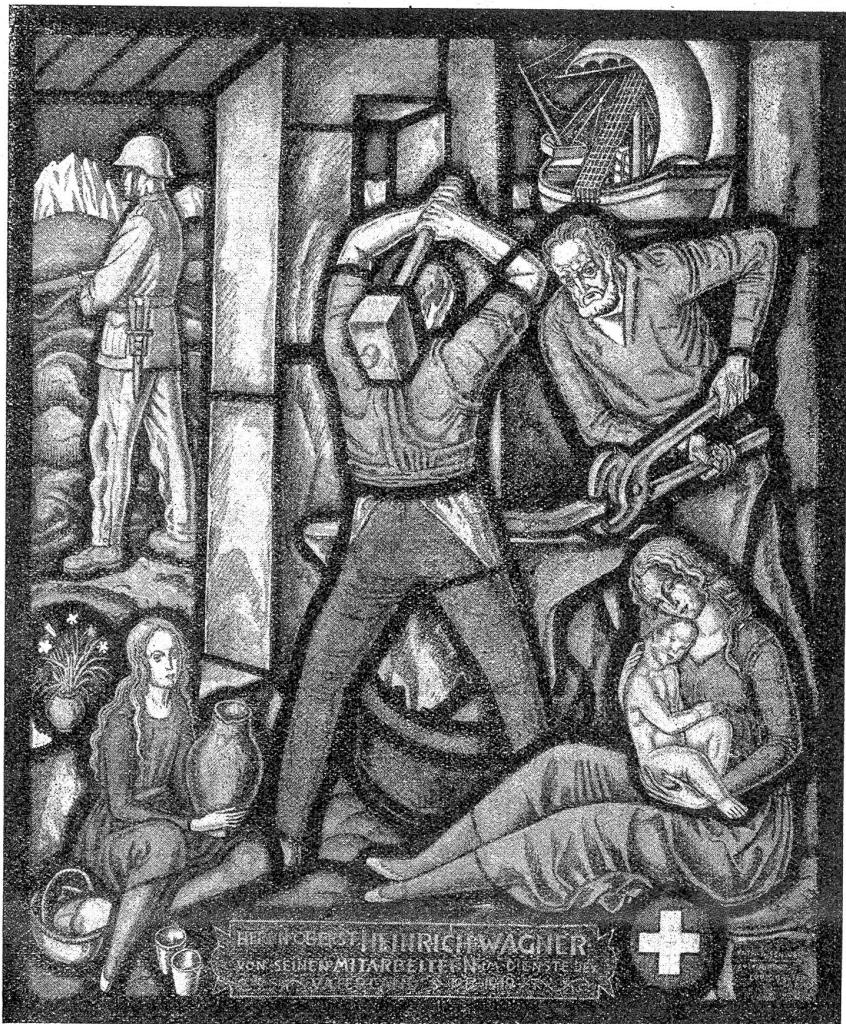
„Das ist unser, das ist der Hüterlohn!“ sagte sie; der Albert schaute von oben nach ihrem Gesicht, ob es süß sei oder räß.

Groß war der Korb, und sie trugen ihn nicht an den Händen heim. Albert mußte die Bahre herbeiholen. Das Dorf hinauf leckten die Kinder nach dem gelben Segen:

„O, das sind schöne!“ riefen sie von den Hausecken.

„Und viele, rotbackige, wie im Bilderbüchlein!“

„Uh, uh!“ und man sah es, wie ihnen das Wasser im Munde zusammen lief.



Glasgemälde.

Entwurf von A. Schweri, Ramse. Ausgeführt von L. Halter, Bern.

Albert hätte gern die Bahre abgestellt und eine und die andere nebenausgeworfen.

„Gib ihnen ein Versucherlein!“ Theres suchte aus ihrem Kratten eine blassierte oder wurmstichige und warf sie den Kindern hinüber.

Zu Hause standen die Birnen im Korb eine Zeitlang im Gang, und als ihr Duft durch die Stube drang, bis in alle Ecken und bis in die Küche, war es, wie wenn Theres eine Unruhe ergriffen hätte:

„Trag sie in die hintere Kammer!“ sagte sie mit rotem Kopf, „ich muß heut noch die Stube fegen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Zu den Glasgemälden von Albert Schweri und Louis Halter.

Wer erstmals die neue Friedenskirche betritt, dem fällt das Fehlen einer spezifischen Kirchenstimmung auf. Er vermisst da in erster Linie die Glasgemälde, die das herzrealistische Tageslicht zur milden mystischen Farbensymphonie werden lassen. Wer sich aber in dem fehllichen Raum umsieht, erkennt, daß der Architekt bewußt auf die Wirkung von Farbenseihen verzichtet hat, weil sie nicht in seinen Plan passte. Man könnte es bedauern, daß wieder eine der seltenen Gelegenheiten, da der Architekt die schöne Kunst der Glasmalerei zum Worte kommen lassen kann, unbe-

nutzt geblieben ist. Anderseits muß man zugeben, daß nicht in jedes Kirchenfenster Glasgemälde passen; entweder sind sie im Bauplane vorgesehen — dann sind sie eben unentbehrlich — oder aber sie sind nicht vorgesehen und dann wären sie, wollte man sie absolut anbringen, schlecht am Platze. Bei der Friedenskirche trifft das letztere zu.

Der Glasmaler ist, wie kaum ein anderer Künstler in dem Maße von den Intentionen des Architekten abhängig. Der Eindruck seines Werkes wird durch die Architektur des Raumes gesteigert oder gemindert. In der Gotik gehörte das Glasgemälde zum Stil, die farbigen Scheiben waren im grauen Gewirr der steinernen Rippen das auflösende und mildende Element. In der Barockkirche wiederum bildet das farbige Licht die Ergänzung zum süßlichen Weihrauchfluidum, das die Realistik und Sinnlichkeit der Formen und Bilder umhüllen soll. Der protestantische Kirchenbau, wo er sich bewußt von der überlieferten Bauweise abwendet und nach eigenem Stile strebt, weiß mit dem Glasbild nicht viel anzufangen; es entspricht seinem Geiste nicht. Wo nachträglich in Kirchenfenstern, die jahrhunderte lang ein nüchternes helles Kircheninneres beleuchtet haben, nach der Laune irgend eines Donatoren solche Glasgemälde eingesetzt wurden, wirken sie in den meisten Fällen als fremde Elemente. Dies kann nicht für alle protestantischen Kirchen gelten. Gar viele führen in ihrer Grundanlage auf alter guter Ueberlieferung, die das Glasbild als Baubestandteil vorsah. Wenn solche Kirchen — wir denken an gewisse alte Landkirchen mit heimelichen Kanzel- und Chorhören mit braunem Gestühl, mit sängeneträgten Holzdecken, die

durch warme Farben oder einfachen ornamentalen Schmuck zur stimmungsvollen Einheit zusammengehalten sind — nachträglich mit guten Glasgemälden versehen wurden, so kann man der beschenkten Gemeinde nur gratulieren.

Unsere Architekten kennen natürlich diese Zusammenhänge wohl und ihrer Erkenntnis und Geschicklichkeit verdanken zahlreiche bernische Landgemeinden ihre stimmungsvoll renovierten Kirchen und Kirchlein, in denen auch gute Glasbilder zu finden sind.

Freilich, die Künstler, die gute Glasgemälde schaffen, sind nicht so zahlreich. Unter ihnen nimmt das Künstlerpaar Albert Schweri in Ramse (Schaffhausen) und Louis Halter in Bern eine hervorragende Stellung ein.<sup>1)</sup> In der Zeitschrift „Die Schweiz“ wird den beiden Künstlern von Otto Kehrli, dessen gediegene Abhandlung über die Glasmalerei (in Nr. 11 und 12 des Jahrganges 1919 dieses Blattes) unsere Leser noch in guter Erinnerung haben dürften, eine längere Arbeit gewidmet. Ihr folgen wir in der Hauptsache im Nachfolgenden, zu den Begleitillustrationen auch die Abbildungen der Zeitschrift benützend.

Die Eigenart der Künstler ist auch aus den Werken zu erkennen, die aus einem Auftrag entstanden. Die Hauptsache für die Beurteilung eines Gemäldes, die Qualität der Farbenzusammenstellung, läßt sich allerdings aus den hier beigegebenen Schwarz-Weiß-Reproduktionen nicht erschöpfen. Doch gibt uns beispielsweise die Wiedergabe des

<sup>1)</sup> Die Beiden sind zusammen zu nennen, weil sie in der Zusammenarbeit, Schweri als Entwerfer und Halter als Glasmaler, ihre besten Wirkungen erreichen.